

»Rassismus als Selbstentmächtigung«? – Einblicke in die Arbeit des Projektes Rassismus & Diskriminierung

Ute Osterkamp im Gespräch mit Santiago Vollmer und Thomas Pappritz

Zusammenfassung

Das Projekt »Rassismus & Diskriminierung« (1984-1995) führte aktual-empirische Untersuchungen in Flüchtlingswohnheimen des Deutschen Roten Kreuzes durch. Im Gespräch thematisiert Ute Osterkamp die Entstehungszusammenhänge des Projekts, die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Situation vor Ort, sowie die eigenen Schwierigkeiten im Umgang damit. Gegenstand der Diskussion war auch die Frage, wieweit kritisch-psychologische Begrifflichkeit bei der Aufschlüsselung der Probleme hilfreich waren und inwieweit Begriffe wie »Selbstentmächtigung«, »Herrn-im-Hause-Standpunkts«, »Mehrheits-Minderheits-Anordnungen« zum besseren Verständnis der Situation beitrugen.

Abstract

The project »Racism & Discrimination« (1984-1995) carried out actual empirical investigations in refugee dormitories of the German Red Cross. In the interview Ute Osterkamp discusses the origins of the project, the complexity and inconsistency of the situation. A subject of discussion was also the extent to which critical-psychological terminology was helpful to analyze the problems at hand and to what extent concepts such as »self-disempowerment«, »Ruler-at-home position«, »majority Minority arrangements« contributed to a better understanding of the situation.

Thomas Pappritz: Eure zentrale Veröffentlichung von 1996 heißt »Rassismus als Selbstentmächtigung«. Wie seid ihr im Forschungsprojekt »Rassismus und Diskriminierung« (R&D) auf den Begriff »Selbstentmächtigung« gekommen? Warum verwendet ihr nicht direkt den kritisch-psychologischen Begriff der »restriktiven Handlungsfähigkeit«?

Ute Osterkamp: Das hängt mit dem Subjektstandpunkt zusammen. Kritisch-psychologische Begriffe sind dazu da, sich selbst auf die Schliche zu kommen, zu erkennen, wo ich in einer Weise denke, die daran hindert, dass ich das Problem überhaupt begreifen kann, und zwar gerade dadurch, dass ich von vornherein zu wissen meine, was die Probleme sind und wie sie anzugehen sind. Es sind Begriffe zur Analyse des eigenen Denkens, seiner Befangenheit in den bestehenden Denkformen.

Dabei hilft es nicht sonderlich, einfach zu sagen: Das ist restriktive Handlungsfähigkeit. Wir müssen einen Schritt weitergehen und sagen: Indem ich so denke, entmächtige ich mich selber. Restriktive Handlungsfähigkeit bedeutet: Ich versu-

che, meine Sichtweisen und Interessen gegen die der anderen durchzusetzen, und verhindere dadurch jede wirkliche Verständigung mit ihnen über die anstehenden Probleme. Das bedeutet zugleich, dass – da ich, wenn ich wirklich etwas verändern will, auf die anderen angewiesen bin – ich mich damit selbst entmächtige.

TP: War der Begriff »Selbstentmächtigung« ein Ergebnis des Projekts R&D?

UO: Ja. Wir wären mit den kritisch-psychologischen Begriffen bei den Leuten überhaupt nicht gelandet. Als später weitere Leute vom PI¹ zum Projekt hinzukamen, hat die kritisch-psychologische Sprache viele der Praxisleute eher verschreckt.

Das ist eine Gefahr, dass man eine bestimmte Sprache drauf hat und sich auf die Sprache der Leute, die man erreichen will, nicht einlässt. Im Projekt ist uns klargeworden, dass unsere Sprache auch die Funktion einer Waffe erfüllen kann, als Selbstschutz gegen die anderen: Wir haben die richtige Sprache drauf, wir haben den Durchblick und wir wissen letztendlich auch die Antwort. Da fehlt die Neugier. Und da verlieren die anderen das Interesse daran mitzumachen. Deswegen wollten wir auch nicht mit einem Leitfaden reingehen, der im Wesentlichen nur unserer eigenen Sicherheit gedient, aber ein offenes Gespräch verhindert hätte. Generell denke ich, dass es wichtig ist zu begreifen, inwieweit wir Angst haben davor, uns auf die Leute einzulassen, weil wir dann nie genau wissen, wohin das führt. Es könnte ja zu Problemen kommen, auf die wir keine Antwort haben. Subjektwissenschaftliche Forschung zeichnet sich m.E. auch dadurch aus, dass die Möglichkeit, dass das eigene Vorgehen mehr auf Absicherung der eigenen Position denn an der Sache ausgerichtet ist, systematisch in den Forschungsprozess einbezogen ist.

Santiago Vollmer: Ihr wolltet euch auf die Leute einlassen und zugleich vermeiden, sie durch eine unverständliche Sprache zu verschrecken. Aber nichtsdestotrotz müsst ihr bei den Analysen den kritisch-psychologischen Blick beibehalten. Welche Rolle spielte z.B. das Wissen aus der Kritischen Psychologie darüber, dass gesellschaftliche Bedingungen veränderbar sind?

UO: Wie die Bedingungen vor Ort sind, das kann ich nicht vom Außenstandpunkt feststellen. Das kann ich nur mit den Leuten zusammen begreifen. Und zu den Bedingungen gehört ja auch die Möglichkeit der Veränderung. Im Projekt betraf das also auch die Beziehungen zu den jeweils anderen Gruppen, die im Flüchtlingsheim² waren. Die Bedingungen sind nicht absolut. Wesentlich sind meine Einflussmöglichkeiten auf diese und die Erkenntnis, dass man sie in dem Maße

1 Psychologisches Institut der Freien Universität Berlin, das 1970-1995 (mit Klaus Holzkamp als eine seiner zentralen Figuren) neben dem 1970 gegründeten und vom psychologischen Mainstream dominierten Institut für Psychologie (IfP) bestand. 1995 wurden beide zusammengelegt.

2 Die aktual-empirischen Untersuchungen des Projekts R&D (1984-1995) starteten zunächst in einem Flüchtlingswohnheim des Deutschen Roten Kreuzes (DRK). Später erstreckten sie sich auf andere Heim- und Betreuungsformen sowie auf andere Instanzen der Flüchtlingsbetreuung, -verwaltung und -politik innerhalb des DRK (vgl. Osterkamp et al. 2002, 154f).

unterminiert, wie man meint, das Handeln der jeweils anderen entsprechend ausrichten zu müssen. Und das war auch unser Problem bei den Gruppen. Jede Gruppe vor Ort setzte in uns die Hoffnung, dass wir ihr helfen, ihre Interessen gegen die der anderen Gruppen durchzusetzen. Die Flüchtlinge wollten uns gegen die Mitarbeiter vereinnahmen, die Mitarbeiter wollten, dass wir die Flüchtlinge kirre kriegen, und die Leitung wollte, dass wir den ganzen Laden in Gang halten und auch nach außen hin in gutem Licht erscheinen lassen usw. Es war also erst einmal nötig, dass man sich untereinander verständigte, dass man eigentlich nur Interesse an uns hatte insoweit, wie man sich von uns Unterstützung gegen die jeweils anderen versprach ...

SV: Jede Gruppe wollte also ihre Interessen innerhalb der gegebenen institutionellen Bedingungen durchsetzen, sie gingen nicht darüber hinaus?

UO: Ja, zumindest was ihre Erwartungen an uns betraf. Die Flüchtlinge: Helft uns doch mal, die Mitarbeiter dazu zu bringen, dass sie sich mehr für uns engagieren. Die Mitarbeiter: Helft uns, die Flüchtlinge zu Raison zu bringen.

Wir selbst gingen natürlich rein mit dem Gefühl, wir müssen denen helfen. Flüchtlinge erzählten, die Mitarbeiter wären alle rassistisch. Und dann haben wir gesehen: Die Mitarbeiter hatten bei uns studiert, waren in der ÖTV,³ waren in der Asylpolitik engagiert. Das waren wirklich engagierte Leute, die aber von den Bewohnern manchmal für rassistischer gehalten wurden, als Mitarbeiter, die mit den REPs⁴ sympathisierten, die es da auch gab. Unmittelbar haben letztere aber unter Umständen mehr für die Flüchtlinge getan, als die linken Mitarbeiter. Das war unheimlich kompliziert. Und wir versuchten, das Ganze auf den Begriff zu bringen. Wir haben dabei weniger denen, als uns geholfen. Wir haben unsere Erkenntnisfähigkeit unheimlich erweitert durch das Projekt. Wir lernten, diese ganz verschiedenen Positionen zu verstehen, die von sich aus irgendwo alle begründet waren. Wir lernten, wie wichtig es ist, die Leute darüber ins Gespräch zu bringen. Wir mussten versuchen, Gespräche zu organisieren über die Gruppen hinweg. Nicht nur zwischen Leitung, Mitarbeitern und Flüchtlingen, sondern auch zwischen den Flüchtlingen selbst, denn sie waren auch unter sich gespalten. Da gab es alle möglichen Gruppierungen, die untereinander unheimlich diskriminierend, ja rassistisch waren.

SV: Was meinst du mit »rassistisch«?

UO: Sie hatten die üblichen Formulierungen drauf: Was wollen die hier, die so und so, usw. – all die üblichen Bezeichnungen, mit denen Menschen aufgrund ihrer Provenienz usw. abgewertet werden. Und das ging uns auch gegen den Strich, denn wir setzten uns für »gute« bzw. fortschrittliche Menschen ein und fühlten uns entsprechend vor den Kopf gestoßen, wenn sich diese nicht so äußerten, wie sie sich unserer Auffassung nach hätten äußern sollen.

3 Gewerkschaft öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, die 2001 in der Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft (ver.di) aufging.

4 Rechtskonservative Kleinpartei »Die Republikaner« (in München 1983 gegründet).

Mit dem REP-affinen Heimleiter hatten wir ausführliche Gespräche geführt über seine Arbeit, die über drei Stunden gingen. Und ich konnte verstehen, dass er trotz seiner eher rechten Vorstellungen möglicherweise für »seine« Flüchtlinge – die Heimbewohner – mehr tat, als die politisch aktiven linken Mitarbeiter. Aber ich hatte dann in meiner Gruppe Schwierigkeiten, dieses Verständnis darzustellen und überhaupt es zuzugeben.

SV: Was hat er mehr getan?

UO: Er hat sich vergleichsweise mehr gekümmert. Es ging um ganz einfache, organisatorische Sachen: Es gab ein Problem in der Küche – und er hat versucht, einen neuen Herd zu kriegen u.ä.

SV: Wie eine Art Patriarch, der sich um die Familie »besser« kümmert?

UO: Ja, und außer ihm gab es einen weiteren eher »rechten« Heimleiter, der sich ebenso um die Flüchtlinge des Heims kümmerte. Er hat es ihnen »schön« gemacht und hat z.B. Gardinen aufgehängt usw. Er führte es dann vor: Guckt doch mal, was ich für die alles tue, die haben überhaupt keinen Grund zu klagen, die haben sogar Gardinen vor den Fenstern, und können sie auch zuziehen, damit man nicht reingucken kann. Die Heimbewohner selbst empfanden es als eher erstickend.

SV: Sie hatten ja keine wirkliche Verfügung über ihre Situation ...

UO: Genau. Das war der zentrale Punkt. Und dafür gab es im Allgemeinen auch kein Verständnis. Man hat für sie innerhalb der gegebenen Möglichkeiten jede Menge »Gutes« getan – auch schon, um sich selber Ärger vom Hals zu halten –, aber sich nicht auf die Situation der Menschen eingelassen. Man konnte sich auch nicht darauf einlassen, weil ja die eigenen Möglichkeiten, wirklich etwas zu verbessern, unheimlich begrenzt waren. Und dass man das auseinanderpulte, dass man das nicht den Leuten anlastete, sondern die ganze Situation versuchte, auf den Begriff zu bringen, das hieß gleichzeitig zu begreifen, dass man selbst voll da drinsteckt und diese ganzen Voreingenommenheiten auch drauf hat. Es ist sehr mühselig, das zu hinterfragen.

SV: Ging dem Projekt R&D eine besondere kritisch-psychologische Untersuchung zum Thema Rassismus voraus?

UO: Nein. Bezogen auf den theoretischen Hintergrund war ich die einzige, die vom PI kam und »Kritische Psychologin« war. Auch Klaus Holzkamp war nicht dabei. Er wurde später insofern indirekt Mitglied der Forschungsgruppe, als diese ihm erlaubte, die Protokolle der Gespräche über die Interviews, die ebenfalls alle aufgenommen/transkribiert und diskutiert wurden, zu lesen.

Der Ausgangspunkt für das Projekt war eine Einladung von Reinhard Kühnl, 1983 am BdWi-Kongress »Wissenschaftler gegen Ausländerfeindlichkeit« teilzunehmen. Ich bin da mit Kolleginnen und Kollegen in Kontakt gekommen, die mit Flüchtlingen arbeiteten, in Flüchtlingsheimen, in der Verwaltung usw. Sie hatten Probleme, mit denen sie nicht wirklich zurande kamen. Sie fanden mei-

nen Vortrag (Osterkamp 1984) überzeugend, der kritisch-psychologisch basiert war. Dann haben wir eine Gruppe gegründet, um systematisch über die Probleme, die die Leute in ihren jeweiligen Arbeitsbereichen hatten, zu diskutieren. Ich ging natürlich von meinem Standpunkt als Kritische Psychologin aus, aber ohne unsere Terminologie vorzuschieben, sondern ich habe versucht zu verstehen, worin die Probleme eigentlich bestehen. Ziemlich bald haben wir dann beschlossen, ein Projekt daraus zu machen.

Wir stellten einen Antrag bei der Böckler-Stiftung, wo wir die besten Aussichten zu haben glaubten, dass wir Stellen kriegen und Geld bekommen. Aber um eine Förderung zu bekommen, hätten wir Anforderungen erfüllen müssen, die absolut quer zu dem standen, was man u.E. von der Sache her machen musste. Als Erstes sollten wir vorgeben, welches Ziel wir hatten. Wir hatten kein Ziel, man kann nicht für andere Ziele setzen. Die Aufgabe bestand ja darin, überhaupt Probleme auf den Begriff zu bringen. Da kannst du nicht im Voraus mit Zielen kommen, die du erreichen willst. Diese ergeben sich doch erst aus der Klärung der Situation, in der man steckt. Sie wollten also, dass wir Ziele vorgeben, Schritte angeben, wie wir die Ziele im Einzelnen umsetzen. Dann sollten jährlich Berichte geschrieben werden, wie weit wir gekommen sind, Erfolge sollten vorgelegt werden. Diese Vorgehensweise, die in der Wissenschaft üblich ist, verhindert jedes wirkliche Problemverständnis. Wir beschlossen, das nicht zu tun, aber trotzdem zusammenzubleiben. Und das war nur möglich, weil die Leute per se, aus ihren Problemen heraus, an der Diskussion interessiert waren. Sie waren mit den Problemen tagtäglich konfrontiert und wollten um ihrer selbst willen mehr Klarheit. Sie wollten *für sich* Klarheit schaffen und hofften, dass sich das dann auch für die anderen irgendwo auszahlt.

TP: Ihr seid also ohne Leitfragen reingegangen. Aber eine Idee, was ihr da wollt, muss ja irgendwo da sein ...

UO: Ja. Wir wollten erfahren, wie die Leute die Situation sehen. Die Erarbeitung der Fragen war das Ziel, wenn du so willst.

TP: Es gibt in dieser Konstellation die einen, die versuchen, die Leute des Projekts in ihrer Hinsicht zu instrumentalisieren, und die anderen, die dasselbe in einer anderen Hinsicht tun. Jeder versucht, sein Ding damit zu machen und es für sich zu nutzen. Wie seid ihr da tatsächlich auf Fragen gekommen, und warum wollten die verschiedenen Gruppen, dass ihr dableibt? Denn die Flüchtlinge sehen ja: ihr arbeitet auch mit den Mitarbeitenden, ihr arbeitet auch mit der Leitung. Da müssen ja auch Befürchtungen entstehen: Vielleicht gucken die nur, wie wir hier besser das tun, was die da von uns wollen, usw. Was hat den Leuten das Gefühl gegeben, von euch etwas zu haben? Und überhaupt, was hat sie dazu gebracht, mit euch, die ihr ja von außen kommt, zu sprechen?

UO: Wir kamen auf das Heim über einen Bekannten, einen iranischen Kollegen, der in den 60er Jahren bei Klaus Holzkamp promoviert hatte und jetzt dort mit seiner Familie lebte. Er war zu uns gekommen, weil er Hilfe wollte. Als

wir vor Ort waren und uns alles selber anschauten, schienen uns die Mitarbeiter nicht so »rassistisch« zu sein, wie er sie beschrieben hatte. Wenn er sich etwa über die Käsestullen beschwerte, die hätten dünne Scheiben, dachten wir, wir essen auch nicht mehr. Wir gingen sozusagen mit einer hochnäsigen Haltung ran. Der wesentliche Punkt: Die Flüchtlinge erwarteten von uns Hilfe, die wir zum Teil geben konnten und zum Teil nicht – meistens nicht.

TP: Worin bestand die Hilfe, die ihr geben konntet?

UO: Ganz wesentlich war, dass sie die Möglichkeit hatten, über ihre Lage zu sprechen. Wir schrieben Protokolle, Wort für Wort, manchmal Sechs-Stunden-Gespräche, im Schnitt zwei bis drei Stunden, und gaben ihnen diese Protokolle zur Korrektur. Ich glaube, dies war *die* vertrauensschaffende Maßnahme. Sie wurden einfach ernst genommen. Da gab es eine Gruppe von Menschen, die sich dafür interessierte, wie sie die Dinge sahen, was man selber am schlimmsten empfand an der ganzen Situation. Und dass genau die Gardinen nicht das Wesentliche waren, sondern die Bevormundung. Diese Gespräche haben mit den Flüchtlingen angefangen und wurden dann als Methode auch auf die anderen Gruppen übertragen, die uns gegenüber im Allgemeinen größere Vorbehalte hatten, uns eher als Kontrollinstanz sahen: Da kommen Hochnäsige von der Uni und denken, sie wissen alles besser als wir. Auch bei ihnen haben wir Vertrauen dadurch gewonnen, dass wir diese langen Protokolle schrieben, sie ihnen gaben und dann über die Probleme diskutierten, und zwar als Probleme, bei denen wir ihre Hilfe brauchten, um annähernd zu verstehen: Wie ist eure Situation? Wie habt ihr dies ansatzweise bewältigt? Wo gibt es Schwierigkeiten? – Wir haben sie als Wissende zur Kenntnis genommen.

Solche Gespräche ermöglichten offensichtlich zugleich eine gewisse Distanz zur eigenen Arbeit, die es erlaubte, die Probleme im größeren Zusammenhang zu sehen. Die Leitung des DRK-Flüchtlingswohnheims, in dem der iranische Kollege wohnte, wollte erst nicht ihre Zustimmung zu solchen Interviews geben. Dann haben wir gesagt: Wir haben aber schon mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gesprochen und sie arbeiten mit uns notfalls auch ohne euch.

TP: Das war ein gewisses Druckmittel ...

UO: Ja. Wenn man es freundlich sagen will: Besser, ihr habt Einblick, sonst wisst ihr gar nicht, was da zur Sprache kommt. Das hat sie überzeugt.

TP: Und auf Grundlage dieser Gespräche und Protokolle, etwa mit dem REP-affinen Heimleiter, bekam dann die Bevormundung ein Bild? Ihr redet vom »Herr-im-Hause-Standpunkt«. Wie kam es zu dieser Formulierung?

UO: Dieser Begriff war für uns einfach absolut schlagend. Da haben wir nicht groß nachgedacht ...

TP: Das Bild leuchtet mir auch ein: Der Mann, der Heimleiter, der hängt die Vorhänge auf: Jetzt freut euch. Ich habe es für euch schön gemacht. Wenn ihr euch nicht freut, was seid ihr für welche! – Das kommt mir in diesem Zusammenhang in den Sinn ...

UO: Ja, genau so, und auch die Maßstäbe: Wir haben früher auch gehungert. Wir waren froh, wenn wir überhaupt einen Mantel gekriegt haben, wie verschlissen auch immer – völlig vergessend, dass die Hintergründe absolut andere waren. Dass man gehungert hat, mag sein; aber Hungern in einer Zeit, wo alle genug Essen haben, ist eine unheimliche Missachtung deiner Person. Wenn alle Mangel leiden, dann ist es ein absolut anderes Problem, dann schweißt es eher zusammen, man hilft sich gegenseitig. Aber ausgegrenzt zu werden? Die, die dazugehören, das sind die Deutschen, und die Nicht-Deutschen, die haben sich zufriedenzugeben usw. Das ist die Diskussion nach wie vor. Das ist auch Trump: America first! – Das ist der Herr-im-Hause-Standpunkt. Alles, was uns nutzt, ist gut, alles, was uns schaden könnte, muss weg.

Diese Unmenschlichkeit steckt aber nicht in den Menschen, sondern im System – und damit in gewisser Weise in uns allen. Und nur wenn man diesen Zusammenhang begreift, wird man die subjektive Notwendigkeit der Veränderung der Verhältnisse auch als eigenes Problem begreifen. Das ist der Punkt, der klar werden muss. Wo immer man anderen Leuten die Schuld gibt und sich etwa damit begnügt, andere von einer scheinbar nicht-rassistischen Position herab als »rassistisch« zu bezeichnen, reproduziert man selber das Problem. Stattdessen muss es um Verständigung über die Bedingungen gehen, unter denen man darauf aus ist, zu denen zu gehören, die das Sagen haben, und alles abzuwehren, was die reale Beschränktheit und Asozialität einer solchen Haltung deutlich werden lassen könnte. Das zentrale Problem ist auch hier, dass man in der Regel gar nicht erst auf die Idee kommt, selbst zu dieser Sorte Mensch zu gehören, auf die die jeweiligen Aussagen zutreffen könnten.

SV: Im Zusammenhang mit der Funktionalität solcher ideologischen Konstruktionen wie des »Herrn im Hause«, fand ich die Ergebnisse von Cohen (1991) schlüssig und einleuchtend, auf die Holzkamp (1995, 32ff) zurückgreift. Cohen analysiert die Konstruktionen von Territorialität und »Rasse« in englischen Arbeitervierteln, in denen traditionell die Kohlearbeiter gelebt haben. »Wenn jemand davon spricht, ein ›waschechter‹ oder ›geborener‹ Eastender zu sein oder ›Kohle im Blut‹ zu haben, dann spricht er von einer Lehrzeit, in der er sich dieses Erbe angeeignet hat. Man wird zu einem ›Eastender‹, indem man beweist, dass einem der Osten Londons (buchstäblich oder metaphorisch) gehört und sonst niemandem.« – Ich kenne so etwas aus dem Arbeiterviertel, in dem ich aufgewachsen bin. Die Auseinandersetzungen mit Gangs vom anderen Viertel, der Stolz auf die eigenen solidarischen Umgangsweisen gegenüber denjenigen der Reichen, die in anderen Stadtvierteln wohnen, anders aussehen und anders sprechen. In Zeiten relativer Stabilität erlauben es diese Konstruktionen, dem Dasein als Mitglied einer subalternen Klasse und unter Ausbeutungsbedingungen einen Rest an Würde zu erhalten. Oder, wie Cohen sagt, diese Strukturen erlauben es »sogar der machtlosesten Gruppe, sich als herrschende Klasse zu entwerfen und eine Gerichtsbarkeit über- und gegeneinander auszuüben, ohne sich dem hegemonialen Unternehmen der Regierung anzupassen oder es in Frage zu stellen«. Und was ich wichtig finde: Cohen zeigt, dass diese Konstruktionen nicht als solche rassistisch

sind. Im Gegenteil, sie bekommen erst eine rassistische Funktion, wenn in Zeiten der Krise und »vermittelt durch die Einwanderer, auf dem lokalen Wohnungs- und Arbeitsmarkt ihre Funktion bloßgelegt zu werden droht«. Diese besteht nach Cohen darin, »die wirklichen Bedingungen der Unterordnung zu verleugnen. Du magst das Gefühl haben, ins Eastend zu gehören, aber das Eastend gehört sowohl ökonomisch als auch politisch ganz anderen, über die du wenig oder gar keine Kontrolle hast.« Erst durch die Krise, wenn die Konkurrenz zunimmt und ich vielleicht aus meiner Wohnung fliege etc., wirken Leute als bedrohlich, deren bloße Präsenz mir zeigt, dass ich überhaupt nicht der »Herr im Haus« bin. Die Anderen zeigen mir, in welche Situation ich selbst geraten könnte und wie abhängig ich eigentlich bin. Gleichzeitig rekurriert in Zeiten der Krise die bürgerliche Politik auf solche Konstruktionen, um vom eigentlichen Problem abzulenken – in Deutschland mit »Das Boot ist voll!« oder der Rede von der »Flüchtlingskrise«, in den USA mit »zero tolerance« usw. Es wird mir diskursiv eine rassistische Auslegung der Bedingungen nahegelegt ...

UO: Es war auch das Angebot eines Aufstiegs auf Kosten der »Gastarbeiter«, diskutiert als »Fahrstuhleffekt«: Man muss bestimmte miese Arbeiten nicht mehr selbst machen, man steht höher, andere müssen sie jetzt machen, und man verhält sich spätestens dann im engeren Sinne »rassistisch«, wenn man dies in der einen oder anderen Weise zu rechtfertigen sucht.

Zu Cohen: Ich würde sagen, dass jede Abgrenzung von anderen immanent rassistisch ist, immer von einer Position scheinbarer geistig-moralischer Überlegenheit bzw. von der Position derer herab erfolgt, die die Macht haben, die Probleme so zu definieren, dass sie selbst über ihnen zu stehen scheinen. Die Haltung der cohenschen Jugendlichen ist vielleicht nicht per se rassistisch, aber kann, was Cohen ja auch sieht, für rassistische Zwecke instrumentalisiert werden und ist damit letztlich doch rassistisch. Der Kampf gegen Rassismus schließt somit den Kampf gegen alle Formen der Ausgrenzung ein, und er bleibt zugleich systemkonform, wenn man diese nur bei den jeweils anderen sieht.

SV: Bei der Darstellung dieser Problematiken wird in den Texten des Projekts u.a. der Begriff der »Mehrheits-Minderheits-Anordnungen« entwickelt. Woher stammt der?

UO: Das ist eindeutig von Klaus Holzkamp (vgl. Holzkamp 1995, 25). Wir haben während des Forschungsprozesses nicht unmittelbar mit diesen Begriffen gearbeitet. Aber es gab natürlich auch in den Heimen solche Mehrheits-Minderheits-Verhältnisse. In jeder Gruppe gab es Deutsche und Nichtdeutsche, und die Deutschen hatten »natürlich« das Sagen.

TP: Im Heim waren aber die Deutschen in der Minderheit?

UO: Das war dort tatsächlich der Fall. Sie waren in der Minderzahl, sowohl insgesamt gegenüber den Flüchtlingen als auch innerhalb der Gruppe der deutschen und nichtdeutschen Mitarbeiter. Insofern wäre es treffender, von Dominanzverhältnissen zu sprechen.

TP: 2015, als sehr viele Flüchtlinge nach Europa und Deutschland kamen, gab es staatlich kein vorausschauendes Handeln, um die Menschen aufzunehmen und dafür zu sorgen, dass sie angemessen leben können. Stattdessen organisierten Bürgerinnen und Bürger oft ehrenamtlich Kleidersammlungen, Unterbringungen etc. Das Ganze war eine sehr widersprüchliche Angelegenheit: sowohl Fluchtursachen als auch Aufnahme und Unterversorgung der Flüchtlinge waren das Ergebnis staatlicher Politik. Und viele Menschen übernahmen sozusagen die Aufgaben an Stelle gerade dieses Staates. Das muss notwendig zu widersprüchlichen Einschätzungen führen. – Standet ihr damals vor einer ähnlichen Konstellation?

UO: Für uns war der Punkt, dass man sich mit dieser Art Ambivalenz auseinandersetzen muss oder vielleicht sie auch akzeptieren muss. Was immer man tut, hat unter den Bedingungen, unter denen wir leben, eine Schattenseite. Du kannst nicht sagen: Der Staat ist für die Flüchtlinge verantwortlich, ich habe damit nichts zu tun. Du musst eingreifen, eben weil du in diesem Staat lebst. – Am PI gab es damals die Diskussion, ob man als Linker überhaupt im Flüchtlingswohnheim arbeiten »darf«, und die Frage, ob alle, die dies tun, nicht von vornherein diskreditiert sind.

Es fängt an problematisch zu werden, wenn du diese Ambivalenz negierst, denkst: »die müssen jetzt dankbar sein« und nicht den ganzen Zusammenhang begreifst. Etwa wenn du einfach dem Betreuer oder dem Mitarbeiter im Verwaltungsapparat den Vorwurf machst, schlechte Arbeit zu machen. Die waren überfordert und wussten selbst, dass ihre Arbeit absolut unzureichend war. Sie brauchten keine Leute, die meinten, ihnen dies noch einmal deutlich machen zu müssen, und sie mit der Erwartung konfrontierten, es gefälligt besser zu machen. Es wird immer problematisch, wenn du das eine gegen das andere ausspielst und sagst: Wir kümmern uns um die Flüchtlinge und die da lassen sie draußen im Regen stehen. Stattdessen geht es darum zu begreifen: Wir tun unser Bestes; das ist ziemlich beschränkt unter den gegebenen Bedingungen, und außerdem auch zwiespältig. Und es geht darum, dazu zu stehen, dass es zwiespältig ist – dies gerade, um sich *nicht* damit abzufinden. Die Gefahr ist, dass du dir einredest, es ist OK, was du da tust. Das ist es nicht. Du musst diesen Stachel in dir behalten, um aktiv zu werden und nicht im Kopf nachzugeben.

TP: Ich würde gern auf das Flüchtlingswohnheim zurückkommen, die Institution, in der ihr gearbeitet habt. Das sind in gewisser Hinsicht überschaubare Strukturen, mit fünfzig, hundert Menschen. Nun unterscheidet die Kritische Psychologie zwischen »sozialen Beziehungen« und »gesellschaftlicher Struktur«. Die Institution, in der euer Projekt lief, ist ein Geflecht sozialer Beziehungen. Ihr kommt als »Fremde« dahin und seid dann ein Stück weit Teil davon. Wie kommt jetzt die gesellschaftliche Struktur ins Spiel? Wie kommt es, dass hier welche angestellt sind als »Heimleiter«, als »Mitarbeiter«, und auf der anderen Seite sind Menschen, die dort leben müssen. Und nun kommen noch Menschen von außen als »Forscher« dazu aus irgendwelchen anderen Gründen.

Da ist eine übergreifende gesellschaftliche Struktur im Spiel. Warum ist das jetzt insgesamt so angeordnet? Das zu verstehen, muss mit dem Blick nur auf die sozialen Beziehungen an Grenzen stoßen. Vielleicht kann man bestimmte Dinge verändern – sozial, an den Beziehungen, »im Haus« – und auf den Weg bringen, Erleichterungen erwirken usw. Aber anderes kann man auf der Ebene gar nicht angehen, die sind Teil eines gesellschaftlichen Rahmens. Da müsste man den Schritt in die Welt machen, aus der Institution hinaus. Wie habt ihr das verstanden? Wie ist das untereinander verständlich geworden? Ihr müsst ja an diese Punkte gekommen sein in den Gesprächen, wo nicht mehr die Beziehungen in der Institution Thema waren, wo man Probleme nicht mehr in der Institution selbst lösen kann?

UO: Die Differenzierung zwischen gesellschaftlichen Strukturen und sozialen Beziehungen ist nicht spezifisch kritisch-psychologisch, sondern eher allgemein. Mit ihr ist der Subjektstandpunkt noch keineswegs erreicht. Dies ist erst dann der Fall, wenn es um die Frage geht, wovon es abhängt, dass man sich als Individuum zur Gesellschaftlichkeit des eigenen Handelns verhält, dieses auf seine realen Voraussetzungen und Implikationen hin hinterfragt, die Einbezogenheit des eigenen Handelns in die bestehenden Machtverhältnisse als Problem begreifen kann.

Die Kritische Psychologie ist m.E. nicht darauf angelegt, andere über die Fremdbestimmtheit ihres Handelns aufzuklären, sondern es geht um Klärung der Voraussetzungen, um sich über die gemeinsame, wenn auch unterschiedliche, Eingebundenheit eigenen Handelns in die bestehenden Machtverhältnisse verständigen zu können. In diesem Zusammenhang sind die sozialen Beziehungen von zentraler Bedeutung: als Mittel der Entmächtigung und als Voraussetzung des Kampfes gegen diese. Von herrschender Seite aus ist das schon längst kapiert, wie sich in der gezielten Individualisierung der Probleme und den vielfältigen Spaltungsmanövern zeigt.

Die Leute, mit denen wir zu tun hatten, Mitarbeiter wie Flüchtlinge, standen alle in bestimmten gesellschaftlichen Zusammenhängen, von denen wir in der Regel nur oberflächlich Kenntnis hatten. Sie sahen auch uns in gewisser Weise »politisch«, nämlich insofern als sie durch uns die Möglichkeit gegeben sahen, die ihnen selbst weitgehend abgeschnitten war, nämlich mit ihren Erfahrungen an die Öffentlichkeit zu gehen und sie auf diese Weise politisch wirksam werden zu lassen. Zumindest hatten sie die Hoffnung. Ich sehe mein Verständnis von Kritischer Psychologie wesentlich in diesem Zusammenhang, das von anderen kritisch-psychologischen KollegInnen jedoch keineswegs geteilt wurde (vgl. Fried 2002). In einer Diskussion am PI zu unserem Projekt hieß es etwa, anstatt an den Problemen in den Heimen herumzudoktern, hätten wir die Flüchtlinge lieber dazu bringen sollen, geschlossen zum Senat zu gehen. Abgesehen davon, dass man damit wieder einmal das Handeln der Flüchtlinge zu bestimmen versucht hätte, ging die Vorstellung völlig über deren konkrete Realität hinweg: Ein zentrales Problem bestand, wie es ein ehemaliger Hochschullehrer ausdrückte, gerade in der Verengung des eigenen Interessenhorizonts etwa auf die Frage, ob es einem bei

der nächsten Kleiderspende gelingen würde, eine zusätzliche Hose zu ergattern.

SV: In eurem Projekt habt ihr gemeinsam mit Flüchtlingen und Mitarbeiterinnen im Wohnheim »Begründungsmuster« herausgearbeitet, wie sie die dortigen Verhältnisse herstellten. Im Zusammenhang mit der unsicheren Arbeitslage und den Zwängen der Heiminstitution, habt ihr z.B. die Tendenz vieler Mitarbeiter festgestellt, sich als »perfekte Problembewältiger« darzustellen. Wie habt ihr diese Nahelegung festgestellt? – Das muss das Resultat von Reflexionen gewesen sein, in denen auch die Perspektive der Veränderung der eigenen Lebensbedingungen aufschien.

UO: Wir haben nicht mit diesem Begriff gearbeitet und hatten nicht das Ziel, Begründungsmuster herauszuarbeiten. Wir haben bewusst davon abgesehen, die Probleme der Leute »kritisch-psychologisch« zu fassen. Die Frage, auch an uns selbst, war eher, wie und wo man sich der Komplexität der Probleme gegenüber verschließt, um nicht eigene Sicht- und Handlungsweisen hinterfragen zu müssen. In diesen Zusammenhang gehört auch der »perfekte Problembewältiger«. Man selbst hat alles im Griff, das Problem sind die anderen, die sich diesem Griff zu entziehen suchen. Damit geht jede Aussicht auf Veränderung flöten.

SV: Aber es ging auch darum, statt bloß die bereits bestehenden Verhältnisse i.S. einer Anpassung zu verbessern, die Perspektive der verallgemeinerten Bewältigungsformen zu denken und womöglich zu realisieren?

UO: Die Frage ist für mich, ob es eine verallgemeinerte Bewältigungsform für Probleme geben kann. Die Probleme stellen sich doch immer wieder in anderer Form, sodass auch immer wieder neue Bewältigungsformen zu entwickeln sind, und zwar in bewusster Auseinandersetzung mit den vielfältigen Spaltungsprozessen. Das scheint mir ähnlich wie beim Methodenproblem: Verselbständigung der Methoden gegenüber den Inhalten, die wirkliche Erkenntnisentwicklung eher behindert. Es geht dann primär um die Verbreitung von Erkenntnissen sowie um die »methodische« Überprüfung der dabei erzielten Erfolge und weniger um die Frage danach, unter welchen Voraussetzungen es überhaupt zu neuen Erkenntnissen kommen kann.

Die »verallgemeinerte Handlungsfähigkeit« ist m.E. nicht Ziel, sondern eher Mittel zum Ziel, und zwar eines selbstbestimmten Lebens, das jedoch nicht »positiv« bestimmt, sondern nur in der Überwindung von repressiven Verhältnissen ansatzweise klar werden kann.

Ausgangspunkt kritischer Forschung ist m.E. immer das subjektive Leiden an den Verhältnissen und der Problematik eigenen Handelns unter diesen. Das Problem ist, dass es zum Arrangement mit den herrschenden Verhältnissen gehört, dieses Leiden zu leugnen oder in der einen oder anderen Weise zu überspielen zu suchen. Aber nur, wenn du deine Probleme äußerst, besteht die Möglichkeit, dass die anderen sagen: Das kenne ich, das habe ich auch, was können wir dagegen machen? Dann ist schon eine Art von Verallgemeinerung gegeben. Erst dann folgt die Frage: Was sind die Bedingungen, unter denen diese Probleme entstehen? –

Und damit hast du die gesellschaftliche Dimension erreicht. Dann merkst du, du stehst nicht allein mit deinem Leiden an den Verhältnissen, anderen geht es ähnlich. Versuchen wir mal rauszukriegen, was sind das für Bedingungen, unter denen es uns allen mehr oder weniger dreckig geht, und was können wir dagegen machen. Da hast du die gesellschaftlich-politische Ebene erreicht. Wenn du aber diese subjektive Ebene weglässt, wird das Politische zu einer abstrakten Anforderung, der man sich, wie allen fremdbestimmten Anforderungen, so weit wie möglich zu entziehen sucht; man kann dann jeder Zeit einfach wieder aussteigen.

TP: Wenn man das Unmittelbar-Soziale nicht zusammen aufarbeitet und versteht, dann muss der »Sprung« zum Gesellschaftlichen immer abstrakt bleiben. Dann wird diese Tätigkeit, oder das, was man da als »Politik« macht, notwendig widersprüchlich.

UO: Genau. Man kann sich politischen Gruppierungen aus unterschiedlichen Gründen anschließen: um sich von anderen abzuheben oder sich besser gegen sie durchsetzen zu können. In diesem Fall kann man die Mitgliedschaft aufkündigen, wann immer sich die Hoffnungen, die man in den jeweiligen Verein gesetzt hat, nicht erfüllen. Diese »Freiheit« habe ich aber nicht mehr, wenn ich begriffen habe, dass ein solcher Rückzug letztlich die Unterwerfung unter die bestehenden Machtverhältnisse, d.h. Selbstverleugnung und/oder Selbstentmächtigung bedeutet.

TP: Inwieweit könnte mir ab und an, um bestimmte Abläufe auf dieser unmittelbar-sozialen Ebene, in diesem »Haus« zu verstehen, die Begrifflichkeit, die ich mir vorher auch erarbeitet habe, nutzen? Z.B. kann ich merken, dass ich bestimmte Beziehungen oder Dynamiken damit verstehen kann, die jetzt hier passieren. Also ich kann damit verstehen, warum wir unter den Bedingungen, so wie sie jetzt sind, immer wieder zu bestimmten Problemsituationen kommen, stecken bleiben usw., und sich das immer wiederholt. Und wenn da jemand ist, der für sich schon eine solche Struktur oder eine Dynamik verstanden hat, der mir erklären kann ...

UO: Man kann sie dir nicht erklären: Die Grenzen sind doch nicht allgemein, sie werden vom jeweils Einzelnen erfahren. Wenn wir sagen: man muss die Gründe der anderen zur Kenntnis nehmen, dann heißt das eigentlich nur, dass man die Zwänge zur Kenntnis nehmen muss, unter denen die anderen stehen. Die Betonung der Begründetheit allen Handelns ist doch nur nötig angesichts der »spontanen« Praxis, alles Handeln als irrational, unverantwortlich abzutun, was eigenen Vorstellungen und Interessen widerspricht. Das Problem ist in subjektwissenschaftlicher Sicht nicht die Irrationalität des Handelns der jeweils andern, sondern die eigene Beschränktheit, sich auf die realen Gründe des Handelns anderer einzulassen (vgl. Holzkamp 1996, 58).

TP: Du sagst, wenn es bestimmte Zwänge nicht gäbe, bräuchte es bestimmte Begründungs- bzw. Rechtfertigungsmuster gar nicht, die sich individuell in einem Verhalten ausdrücken? – Wie steht, auf Rassismus bezogen, dieses Handeln im Verhältnis zum Institutionellen? Gibt es überhaupt Rassismus in

dem Sinne? Oder müsste man *immer* von »institutionellem Rassismus« reden?

UO: Rassismus ist da, wo du andere ausgrenzt, wo du dich über andere erhebst. Wieweit das der Fall ist, hängt wieder von den jeweiligen Bedingungen ab. Fakt ist, dass man mit einer solchen Haltung sich immer mit den bestehenden Verhältnissen arrangiert, wie kritisch man ihnen gegenüber auch eingestellt sein mag. Das unterläuft einem immer wieder und ist auch nicht weiter tragisch, solange man dies nicht in der einen oder anderen Weise zu leugnen oder rechtfertigen sucht, sondern solche Versuche als Teil des Problems begreift.

TP: Institutioneller Rassismus würde eher die Zwänge aus den Bedingungen betonen, und Rassismus im Sinne des ausgrenzenden Handelns legt den Blick auf das, was ich jetzt persönlich in der Situation tue?

UO: Nein – der *Zusammenhang* ist wichtig: Unter bestimmten Bedingungen handelt jeder rassistisch, in dem Sinne, dass er sich über andere erhebt, andere ausgrenzt – sei es als »Rassisten« ausgrenzt.

Man muss sich – als gemeinsames Problem – über die prinzipielle Unmenschlichkeit von Verhältnissen und deren potenziell mörderische Implikationen verständigen, unter denen die Abschottung gegenüber anderen oder die Abgrenzung von ihnen zur Normalität gehört. Das Problem sind die vielen Formen, in denen diese Unmenschlichkeit verschleiert, beschönigt, gerechtfertigt wird, etwa durch die angebliche Bedrohung durch jene, die einem im »eigenen« Land den Platz streitig machen etc.

SV: Eine Frage blieb vorhin für mich offen, und zwar bezogen auf den »rechten Heimleiter«. Du sagtest, er sei fürsorglich gewesen, hat Gardinen aufgehängt usw., aber für die Bewohner war das zugleich auch erstickend. Hat er das Problem verstanden?

UO: Keine Ahnung, aber irgendwas wird es schon bewegt haben. Er hat nur gesagt: Na ja, er gehe auch zu Wohnungsaufösungen und besorgt Möbel für die Flüchtlinge usw., damit sie es gut haben. Unser Interesse war auch nicht, sein Denken umzupolen und dann zu überprüfen, wieweit es uns gelungen ist. Eigentlich ging es uns, auf jeden Fall mir, um die Entwicklung einer Wissenschaft, in der diese Probleme überhaupt erst einmal in ihrer ganzen Komplexität und Widersprüchlichkeit zur Kenntnis genommen werden und nicht von vornherein entsprechend unseren Möglichkeiten, ihnen zu entsprechen, zurechtgestutzt werden.

Das Projekt diene, wie sich im Laufe der Zeit immer mehr herausstellte, im Wesentlichen unserer eigenen Selbstklärung, der Wahrnehmung der Beschränktheit eigener Sichtweisen und »wissenschaftlicher« Vorgaben, sowie dazu, die vielfältigen Behinderungen, diese Beschränktheiten auf den Begriff zu bringen.

SV: Eine Weise, in der sich Interviewte gegen die Objektivierung durch Interviewer zu schützen pflegen, besteht nach Pierre Bourdieu (1997) darin, scheinbar mitzuspielen und dem Interviewer sogar den Anschein einer Selbstanalyse zu vermitteln. Der Interviewte findet sozusagen heraus, was der Interviewer hören will

und wie er es am liebsten hören möchte. Und der Interviewer ist begeistert, sogar geschmeichelt, wenn er die von ihm zur Analyse eingebrachten Sichtweisen in den »selbstanalytischen« Aussagen des Interviewten wiedererkennt (vgl. 789f) ...

UO: In unserem Fall war diesbezüglich ein bestimmter Widerhaken eingebaut: Wir konfrontierten die jeweiligen Gesprächspartner mit der Meinung der jeweils anderen. Sie schilderten einen Sachverhalt auf eine bestimmte Art und wir antworteten: Aber die Flüchtlinge sehen dies so, und die Mitarbeiter sehen es so – was sagst du dazu?

Aber das Wichtigste überhaupt, um die Leute im Flüchtlingsheim zu erreichen, war unsere Verabschiedung von der Idee, dass wir »schon wissen« was die Probleme sind, sodass man keine Neugier mehr hat zu erfahren, was da abläuft. Methoden implizieren die Gefahr der Blickverengung, der Abschirmung gegenüber aller Realität, die sich ihrem Zugriff entzieht.

SV: Wobei das, was du gerade sagst, methodische Überlegungen sind. Denn es geht darum zu vermeiden, mit der eigenen Intervention ein Ergebnis aufzuzwingen, ein Artefakt zu produzieren. Das bedarf einer Methode. Wenn sich die Forscher stattdessen einfach »gehen lassen«, um für den anderen und seine Situation »offen« zu sein, dann lassen sie letztendlich zu, dass sich »spontan« Vorstellungen durchsetzen, die den hegemonialen Verhältnissen entsprechen. In dem Sinne brauchst du eine bewusste Überlegung, du musst planmäßig vorgehen, etwa um die Beziehung von Forschenden und Mitforschenden möglichst symmetrisch herzustellen, den anderen nicht zu »objektivieren« ...

UO: Das stimmt, aber nur halb. Wir sind nicht einfach in die Heime gegangen, um mit den Leuten dort über Gott und die Welt zu plaudern. Wir wollten wissen, wie die Situation in den Heimen ist und warum die Heimbewohner vieles als »rassistisch« ansahen, was uns zunächst als »normal« erschien. Das war z.B. eine gemeinsame Forschungsfrage. In dieser Hinsicht musste eine symmetrische Beziehung zwischen uns und den anderen nicht erst hergestellt werden. Diese Aufgabe stellt sich möglicherweise nur, wenn man von einer Position höheren Wissens herab den anderen etwas verklickern will. In unserem Fall waren *wir* eher die Unwissenden, wobei sich herausstellte, dass wir trotz unseres allgemeinen politischen Engagements über die Situation »versorgter« Flüchtlinge so gut wie nichts wussten. Das war in gewisser Weise auch ein Schockerlebnis, das möglicherweise Ausgangspunkt aller subjektwissenschaftlichen Forschung ist. Sie basiert auf der Erkenntnis, dass alle unsere Orientierungen und Überzeugungen erst einmal übernommen und also »fremdbestimmt« sind, und die lebenslange Aufgabe darin besteht rauszukriegen, wieweit diese den eigenen Erkenntnissen und Interessen entsprechen oder eher widersprechen. Das Problem fängt da an, wo man sich jeweiligen Auffassungen »ungeprüft« zu eigen macht und alles als bedrohlich erfährt, was diesen widersprechen könnte.

Mit dem Begriff der sozialen Selbstverständigung ist m.E. – in Realisierung der prinzipiellen Einheit von Erkenntnis- und Handlungsfähigkeit – Ziel und

Methode zusammengedacht: die Verständigung über die gemeinsame Notwendigkeit der Überwindung restriktiver Verhältnisse, die sich aus der Wahrnehmung ihrer korrumpierenden Auswirkungen auf das jeweils eigene Handeln ergibt. Die Veröffentlichung der dabei erfahrenen Behinderungen ist dann ein wesentlicher Beitrag kritischer Wissenschaft zu ihrer Überwindung.

TP: Wenn du jetzt vor der Situation wie damals ständest, als ihr das Projekt R&D begonnen habt: Würdest du wieder so rangehen, wie du es vorhin beschrieben hast? Also ohne Leitfragen usw.?

UO: Aber ja. Ich würde immer versuchen, die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Situation zu begreifen, wie auch die Ambivalenz des Umgangs mit ihr, die sich daraus ergibt, dass die Verhältnisse uns eben nicht äußerlich sind, sondern wir Teil von ihnen sind. Nur wenn man diese Einbezogenheit in die bestehenden Machtverhältnisse und damit in die Beschränkung der Handlungs- und Lebensmöglichkeiten anderer nicht im vorauseilenden Gehorsam negiert, können die vielen Formen, in denen wir daran gehindert sind, sie zur Sprache zu bringen, überhaupt wahrgenommen und auf ihre systemerhaltende Funktion hin analysiert werden. Im anderen Fall sieht man in herrschender Manier die Veränderungsnotwendigkeiten nur bei den jeweils anderen und die eigene Aufgabe darauf beschränkt, diese auf die richtige Spur zu setzen. Und in diesem Falle ist die Falle zugeschnappt.

TP und SV: Danke für das Gespräch!

Literatur

Bourdieu, P. (1997). *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: UVK.

Cohen, P. (1991). Wir hassen Menschen, oder: Antirassismus und Antihumanismus. In Bielefeld, U. (Hrsg.), *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt?* (311-335). Hamburg: Junius.

Fried, B. (2002). Zur Relevanz gesellschaftstheoretischer Analysen für die aktualempirische Forschung der Kritischen Psychologie – am Beispiel Rassismus. *Forum Kritische Psychologie*, 44, 118-151. Berlin: Argument.

Holzkamp, K. (1995). Rassismus und das Unbewusste in psychoanalytischem und kritisch-psychologischem Verständnis. *Forum Kritische Psychologie*, 35, 4-41.

Holzkamp, K. (1996). *Psychologie: Selbstverständigung über Handlungsbegründungen alltäglicher Lebensführung*. *Forum Kritische Psychologie*, 36, 7-112. Berlin: Argument.

Osterkamp, U. (1984): Zur Funktion der Psychologisierung des »Ausländerproblems«. In Bund Demokratischer Wissenschaftler (Hrsg.): *Kongress Wissenschaftler gegen Ausländerfeindlichkeit 16./17.12.1983 in Frankfurt* (15-18). Marburg: BdWi.

Osterkamp, U. (1996). *Rassismus als Selbstentmächtigung: Texte aus dem Arbeitszusammenhang des Projektes Rassismus-Diskriminierung*. Berlin: Argument.

Osterkamp, U., Lindemann, U., Wagner, P. (2002). Subjektwissenschaft vom Außenstandpunkt? Antwort auf Barbara Fried. *Forum Kritische Psychologie*, 44, 152-177.